

Oftiroler Heimatblätter

Heimatkundliche Beilage des „Oftiroler Bote“

34. Jahrgang

Donnerstag, 29. Dezember 1966

Nummer 12

Bericht über die Grabungstätigkeit 1965 und 1966 in Aguntum

Von cand. phil. Stefan Karwiese

Die Arbeiten der Berichtsjahre (unter Leitung von Dr. W. Alzinger, dem 1963 noch Dr. D. Knibbe und Dr. G. Langmann, 1966 wiederum Dr. D. Knibbe, außerdem F. Prassalts und der Verfasser zur Seite standen) konzentrierten sich auf die im Nordwesten der Stadt gelegene Thermo, die im Jahre 1964 bereits angeschnitten worden war. Der Hauptteil des Gebäudes wurde im Vorjahr freigelegt, während heuer andauerndes Schlechtwetter den Fortgang der Grabungen stark behinderte und somit bisher nur ein vorläufiger Abschluß erzielt werden konnte. Bis auf kleinere Details wurde der Grundriß der Anlage jedoch erschlossen.

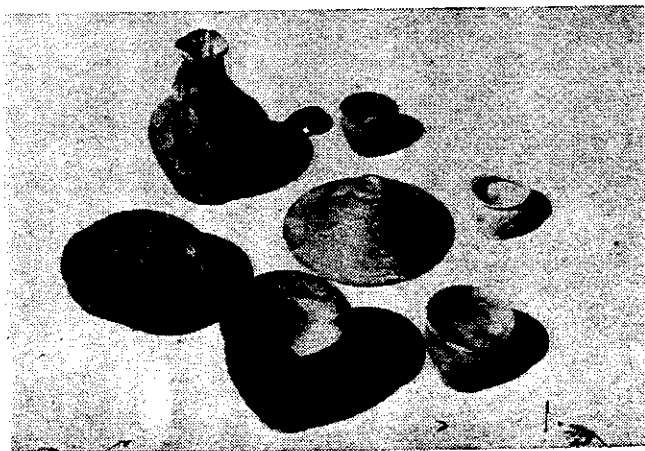
Acht größere und mehrere kleine Räume sind in dem Komplex vereinigt (insgesamt 38 m x 33 m), zu dem im Süden noch ein etwas tiefer gelegener Hof oder Garten gehört, der an die nördliche Ostwest-Straße angrenzt. Dieser freie Platz begleitet den Bau in seiner ganzen Länge und hat eine fast ebenso große Breite wie dieser. Die Fundamente der Thermo sind durchgehend, das Aufgehende bis auf eine durchschnittliche Höhe von 0,5 m erhalten. Man betrat das Bad nicht von Süden her, sondern von einer Nordsüd-Gasse im Westen. Nach Durchqueren eines schmalen Raumes, der einen späteren Zubau darstellt und als eine Art (offene?) Vorhalle anzusprechen ist, kam man gleich in den größten Saal (16,5 m x 9,5 m), der wahrscheinlich als Umkleideraum fungierte. Vor der Ostwand liegt eine schmale Steinrinne, deren Bedeutung noch nicht sicher festgestellt werden konnte. Als Arbeitshypothese mag die Annahme gelten, daß diese Rinne zur Aufnahme des Wassers diente, das von den Badenden unweigerlich in den Umkleideraum getragen wurde, auf dessen Boden sich erst Pfützen gebildet hätten. Ursprünglich wird letzteres der Fall ge-

wesen sein, und um Abhilfe zu schaffen, hat man später die Rinne verlegt. Auf den großen Saal folgen nach Osten, allerdings von geringerer Dimension, das Kaltbad, der gemäßigte Zwischenraum (Tepidarium) und das Warmbad, an das das Heizhaus anschließt. Die Nord- und Südseite von Kalt- u. Warmbad sind als Nischen mit gemauerten Wannen ausgebildet, wobei die nördlichen auf erhöhtem, die südlichen auf tieferem Niveau liegen. Die eigentlichen Baderäume sind mit Fußboden (Hypokaust)- und Wandheizung ausgestattet, die zusammen von einem Doppelofen im Heizhaus gespeist wurden. Die größte Hitze herrschte demnach in dem an die Öfen angrenzenden Raum, war im folgenden Tepidarium schon etwas gemildert und stark abgeschwächt im letzten, dem Kaltbad;

der Übergang war also nicht nur in der Temperatur des Wassers, sondern auch in der Luft zu spüren. Die Kreuzgewölbe der Heizung unter den Fußböden ruhen auf starken Pfeilern; sie tragen einen dicken Estrichbelag, in den Marmorplatten eingelassen waren, die nach den aufgefundenen Spuren ein konzentrisches Muster abgegeben haben.

Auch die übrigen Räume sind mit ebensolcher Heizung versehen, die jedesmal von einem eigenen Ofen versorgt wurde.

Die aufgefundenen Reste weisen auf eine für damalige Verhältnisse sicher luxuriöse und kostspielige Ausstattung hin. Die Wände waren teilweise mit Marmor vertäfelt, teilweise mit mehr-



Keramikfunde aus Aguntum, die im Jahre 1966 zusammengesetzt und restauriert wurden.
Foto: St. Karwiese

farbiger Wandmalerei geschmückt. Der Boden des Raumes nördlich des Kalibades ist mit weißer Mosaiksteinchen ausgelegt; es war dies also vielleicht eine Art Aufenthaltsraum oder Salon, der von den Badezimmern getrennt und offensichtlich nur vom Umkleisaaal her zu betreten war.

Bei einer neuer im letztgenannten Raum, der aber bisher nur in seiner nördlichen Hälfte untersucht werden konnte, durchgeführten Tiefengrabung, wurden überraschenderweise die Reste eines Vorgängerbaues entdeckt. Unter dem Boden des Hypokaustums liegt ein etwa dreizehn Meter breiter Raum, mit einer nach Osten offenen, ca. vier Meter tiefen Apsis. Von diesem Bau sind jedoch nur die untersten Bauschichten vorhanden, nämlich der Hypokaustraum mit teilweise zerschlagenen oder umgestürzten Pfeilerchen aus Tuff. Im Wandverputz ist an einer Stelle eine Einritzung erhalten, die vielleicht als eine Spielerei des Maurers zu deuten ist. Westlich liegt ein kleiner Raum („Korridor“) senkrecht zur Achse der Apsis; der Zwickel zwischen beiden ist mit Steinen gefüllt; wahrscheinlich wurde in einer späteren Phase der Grundriß des Baues erweitert. Doch sind dergleichen Vermutungen noch mäßig, da im kommenden Grabungsjahr in sorgfältiger Kleinarbeit der weitere Verlauf der Mauern verfolgt werden muß. Im Füllmaterial der Apsis fanden sich große Bruchstücke eines dicken Estrichbelages, jedoch kein Hinweis auf die Platten, die über die Pfeilerchen gelegt gewesen sein müssen, da es hier keine Gewölbe wie bei der späteren Thermenanlage gab. Eine Unmenge vielfarbiger Wandmalerei, wenige Fragmente eines Fußbodenbelages aus polygonen Platten lassen erkennen, daß der oder die Räume über der Heizung prunkvoll ausgestattet waren. Zum Zweck dieser Baureste ist zu sagen, daß die geheizte Apsis einem (wahrscheinlich öffentlichen) Bade angehörte.

Bei der Gelegenheit dieser Tiefengrabung tauchte ein interessanter technischer Umstand auf: Die Fundamente

des Umkleideraumes sind auf eigenartige Weise gesichert; den Untergrund bildet: wie auch sonst in Aguntum der Schotter der vorrömischer Muren; da er aber nicht besonders fest ist und keine gute Unterlage bildet, hat der Baumeister zu einer Hilfsmittel gegriffen: er verlegte größere Backsteine, vermörtelte sie so, daß eine Art Boden entstand, und setzte darauf die Fundamente der Mauern.

Im zweiten Berichtsjahr gelang es auch, die Chronologie des Komplexes durch Münzfunde sicher festzustellen: Danach fällt die Erbauung der Apsis und der dazugehörigen Räume in die Zeit der Gründung Aguntums unter Kaiser Claudius, also etwa in die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christus. Wohl um 100 nach Christus, unter der Regierung des Kaisers Trajan, wurde diese Anlage bis auf die Grundmauern abgetragen — eine Zerstörung durch irgendeine Katastrophe erscheint ausgeschlossen —, weil sie den technischen Erfordernissen der Zeit nicht mehr entsprach. Die noch stehengebliebenen Reste wurden mit Hilfe eingeschütteten Erdmaterials planiert; darauf setzte man den Neubau. Kleinere Zubauten erfolgten in späterer Phase, auch Reparaturen sind zu erkennen; so wurden zwei Meilensteine aus der Epoche des Septimius Severus und des Philippus Arabs, Kaisern des dritten Jahrhunderts, nach dem Verfall der römischen Reichsstraßen als Abdeckplatten für den Doppelfußweg verwendet. Im beginnenden fünften Jahrhundert, als Teile der vor den Hunnen zurückweichenden Germanenstämme auch bis nach Osttirol vorstießen, wird Aguntum und damit auch die Therme zerstört. Im eingestürzten Hypokaustum des Umkleisaales wurde ein Schatzfund von 71 Münzen gemacht (vielleicht als „Kasse“ anzusprechen, da in einem öffentlichen Gebäude ein versteckter privater Schatz nicht zu erwarten ist), deren letzte im Jahre 408 nach Christus geprägt wurde. Nicht viel später als dieses Datum ist die Anlage in Schutt und Asche versunken.

Eine antike Überschwemmung oder Vermurung ist auch in diesem Bereich nicht nachgewiesen worden. Es steht jetzt also fest, daß Aguntum erst nach seiner Zerstörung durch die Slaven im Jahre 610 nach Christus von solchen Naturereignissen heimgesucht wurde.

Im übrigen Gelände wurden die Restaurierungsarbeiten fortgesetzt. Besonderes Augenmerk galt der Ausgestaltung des Museum Aguntinum im Schutzbau über dem Atriumhaus; hier machten sich die beiden Graphiker J. und E. Hietzger sehr verdient. Kurz nach Fertigstellung der Einrichtung (Vitrinen, Schautafeln etc.) brach die Hochwasserkatastrophe 1965 herein; zerstörte mehrere Mauern im sogenannten Handwerkerviertel und beschädigte die Ausstellungsobjekte. Während des heurigen Sommers wurden die Schäden im Museum vollständig, im Grabungsfeld teilweise behoben. Die Katastrophe 1966 jedoch machte all diese Arbeiten wieder zunichte und zog diesmal auch das Atriumhaus in stärkere Mitleidenschaft. Ein Großteil der Mauern im Gelände fiel der hereinbrechenden Mure zum Opfer. Es wird größter Anstrengungen und intensiver Arbeit bedürfen, diese neuerlich entstandenen Schäden gänzlich zu beheben, das Museum zum zweiten Male zu restaurieren und wenigstens die Hauptmerkmale des Aguntiner Freilichtmuseums in ihrer vorherigen Gestalt wiederherzustellen, um so diesen Ruinenkomplex, der bisher nicht umsonst zu den romantischsten in Österreich zählte, in seiner bekannten Schönheit wieder erstehen zu lassen. Gestützt auf die vorbildliche Zusammenarbeit mit der Kulturabteilung der Tiroler Landesregierung, die auch in den letzten Jahren in großzügiger Weise die Grabung Aguntum unterstützt hat, wird sich das Österreichische Archäologische Institut mit aller Kraft bemühen, die gestellte Aufgabe zu erfüllen; es hofft, daß ihm dabei auch die anderen zuständigen Stellen und die Freunde Aguntums in bewährter Bereitschaft eine tatkräftige Hilfe angeheißen lassen werden.

Folterwerkzeuge als Votive in Maria-Luggau

Von Thomas Tiefenbacher

Unter den vielen Votiv- und Weihgaben von Tafeln, Figuren, Herzen, Krücken und dergleichen, die sich wie an allen Wallfahrtsorten, so auch in Maria Luggau häuften und zum Teil noch vorhanden sind, befinden sich in der Sakristei der Wallfahrtskirche auch zwei Räder aus dem 17. Jahrhundert, die ein dem Tod Geweihter, jedoch Geretteter, der Muttergottes als Dank für ihre Hilfe geopfert hat.

Die Räder haben einen Durchmesser von 95 cm und sind aus Lärchenholz gefertigt. Das eine dieser Folterwerkzeuge ist mit einer eisernen Hacke versehen (20 cm lang, 15 cm breit).

Das Gerichtsbuch des Landgerichtes Heinfels¹⁾, das Mirakelbuch A im Luggauer Kloster-Archiv, sowie eine gedruckte Beschreibung mit einem Kupferstich überliefern eine Hinrichtung, die am 27. Juli 1663 an der Richtstätte des Land- und Blutgerichtes Heinfels mit diesen Rädern stattfand, und eine Darstellung über die Vollziehung eines Malitz-Urteils im 17. Jahrhundert gibt.

Thomas Hans, ein Bürgersohn und Philosophie-Student aus Hall in Tirol, 24 Jahre alt, hatte dem Schloßkaplan von Heinfels Jakob Müller mehrere Messerstiche beigebracht, und dessen Wirtschafterin ermordet. Er wurde des-

halb eingefangen, im Turm des Schlosses festgehalten und vom Landrichter Balthasar Ahoner zum Tode durch das Rad verurteilt. Der Landesfürst Erzherzog Franz milderte das Urteil dahin, daß der Delinquent nicht geschleift, sondern ihm mit dem Rad die Knochen gebrochen und mit der Lanze der dreimalige Herzstoß gegeben werde.

Die Hinrichtung wurde auf den 27. Juli festgesetzt. Auf Bitten des Verurteilten ließ ihm der Heinfelser Pfleger Joachim Trojer von Aufkirchen den Serviten-Prior von Luggau P. Stephan M. Pichler als geistlichen Beistand zur Hinrichtung holen. Der Luggauer Pri-

* *
*

SEGEN, GESUNDHEIT
UND FREUDE
FÜR DAS JAHR 1967
WÜNSCHT LESERN
UND MITARBEITERN

Die SCHRIFTLEITUNG DER
„OSTTIROLER HEIMATBLÄTTER“

or spendete dem Delinquenten die Sterbesakramente, die General-Absolution und den Sterbe-Ablauf, nahm ihn in die schmerzhafteste Bruderschaft auf, und bekleidete ihn mit dem großen geweihten schwarzen Skapulier. Hierauf brachte man den Mörder auf die Heinfelder Richtstätte nach Klettenheim²⁾. Dort sollte der Scharfrichter Othmar Trager aus Hall die Exekution in Gegenwart des Priors von Luggau, des Pflegers von Heinfels und zahlreicher Zuschauer öffentlich vollziehen. Der Verbrecher wurde nackt ausgezogen, nur das geweihte Skapulier, welches Brust und Rücken deckte, ließ man ihm auf Bitte des Priors am Leibe. Dann legte man ihn auf ein dreieckiges Zwangsholz (Holzschragen) spannte die Arme und Füße aus, band sie mit Stricken an das Gitter. Hierauf begann der Scharfrichter und sein Sohn mit zwei Rädern durch Stöße dem Übeltäter die Glieder und Gebeine zu brechen, abwechselnd je zwei Stöße auf die Arme, je zwei auf die Herzgegend, und je zwei auf die Beine. Der Körper krümmte sich,

schwang an. Blut schoß dem Delinquenten aus dem Mund. Schweiß trat ihm aus der Stirne. Nachdem die Stöße mit den Rädern eine Stunde wiederholt und der Scharfrichter ihm mit der Lanze den dreimaligen Stoß ins Herz geben wollte, gewährte man zur allgemeinen Verblüffung, daß der Delinquent noch lebte und seine Glieder noch völlig unverseht waren. Nur das Schienbein des rechten Knies war gebrochen. Das dreipfüßige, handbreite, schneidige Eisen, welches in das Rad eingebaut war, hatte den Körper gar nicht verletzt.

Der Scharfrichter meldete dem Pfleger, daß er nun eine Stunde lang seine Pflicht getan, der Malefiz-Verbrecher jedoch noch lebe und seine Glieder völlig ungebroschen seien.

Alle Anwesenden schrieben dieses Mirakel der Fürbitte der Schmerzhaften Muttergottes von Luggau und der Kraft des geweihten Skapulieres zu. Es wurde von den Zuschauern die Forderung laut, die drei Herzstöße mit der Lanze zu unterlassen. Der Pfleger erfüllte den Wunsch des Volkes, ließ den Übeltäter vom Holzschragen losbinden und verfügte, daß er auf einer Trage zurück auf Schloß Heinfels gebracht werde.

Der Landrichter, berichtete über diese Exekution, an der sich scheinbar höhere Mächte eingeschaltet, an die Landesregierung in Innsbruck, worauf der Landesfürst, Erzherzog Sigmund Franz, den Thomas Hans begnadete. Körperlich wieder völlig hergestellt, pilgerte dieser am 7. September nach Maria-Luggau, um der Gnadennutter Dank zu sagen für die Rettung seines Lebens, und opferte dort die mitgebrachten Räder, mit denen man ihn töten wollte. Dieses Dankeszeichen

werden heute noch den Wallfahrern und Fremden gezeigt.

Der Landrichter und der Scharfrichter bekamen von Innsbruck einen strengen Verweis, weil sie das Skapulier ihm auf dem Leibe gelassen und die noch strengere Weisung, bei künftigen Exekutionen dem Delinquenten alle geweihten Sachen abzunehmen.

Quellen:

- 1) Das Gerichtsbuch des Landgerichtes Heinfels aus der Sammlung P. Justinian Ladurner, im Staatsarchiv Innsbruck, S. 118.
- 2) Ungedrucktes Manuskript (230 Seiten) über das Landgericht Heinfels von Dr. Engelbert Straßer (gestorben 20. Febr. 1952) Rechtsanwalt in Lienz (liegt in der Bibliothek des Osttiroler Heimatmuseums auf Schloß Bruck, Lienz).
- 3) Aufzeichnung im Mirakelbuch A. Seite 154, im Luggauer Kloster-Archiv.
- 4) Gedrucktes Blatt auf Leinwand geklebt und eingerahmt unter dem Titel: Wahre und gründliche Beschreibung einer Wundergeschichte. So anno 1663, den 27. July in der Erztz-Fürstlichen Graffschaft Tyrol zu Klettenhalb in der Herrschaft Heinfels mit einer geroderen, aber vermittels des Heiligen Schmerzhaften schwarzen Skapulieres des Orden der Dienner Unser Lieben Frauen bei dem Löben erhaltenen Malefiz-Person Namens Thomas Hansen sich zugetragen. (Dasselbe hängt in der Luggauer Kloster-Bibliothek.)
- 5) N. B. Das Landgericht Heinfels umfaßte zum Teil auch das Tirolische Lesachtal bis an den Luggauer Tiefenbach. Die Hinrichtungsstätte, das Wahrzeichen der Bluggerichtsbarkeit von Heinfels, lag in Klettenheim, Klettenheim, ein Hof in Untervierschach an der Straße nahe der heutigen österreichisch-italienischen Grenze, wurde anlässlich des Baues der Südbahn, 1870/71 niedergebissen. Die ehemalige Richtstätte heißt heute noch im Volksmund „der Galgenbühl“.

Eine Tiliacher Spezialität

(Der Ziegenkäse und seine Zubereitung)

Von Hanna Stock-Weiler

Früher wurden in Obertilliach sehr viele Ziegen gehalten. Laut Chronist waren es im Jahre 1926 vierhundert Stück und heute, nach vierzig Jahren, sind noch zwei einzige Ziegen im Dorf, und diese werden nicht mehr auf die Weide getrieben. Die letzte Ziegenherde wurde im Jahre 1956 geweidet.

Die Volksschüler der beiden ersten Klassen kennen Ziegen nur mehr aus Bildern. Als so ein kleiner Knirps neulich einmal eine von den beiden gehörnten Ziegen im Anger weiden sah, sagte er: „Muttrö, dauße ischt a Hund mit Horn!“

Früher hielt man so viele Ziegen, weil die Bauern 5—6 Wochen auf die Bergwiesen gingen und die Woche hindurch nicht heimkamen. Deshalb nahmen sie dorthin auch die Ziegen mit, um Milch zum Kochen und Trinken zu bekommen. Bekanntlich ist die Ziegenmilch äußerst gesund, da die Ziegen pflanzliche Feinschmecker sind

und nur die besten, würzigsten Alpenkräuter abfressen. Da sie die saftigen Triebe und Wipfel der Fichtenbäume abbeißen, werden sie zu einem Waldschädling erster Klasse.

Aus der Ziegenmilch wurde nun der Ziegenkäse (Goakäs) in einem eigenen, heutzutage nur mehr wenigen alten Bäuerinnen bekannten Verfahren, hergestellt. Ziegenkäse zu bereiten, verstanden die ehemaligen Tiliacher Bäuerinnen besonders gut. Viele Leute, die von auswärts nach Maria Luggau wallfahrteten und diese Spezialität kannten, kehrten bei einer oder der anderen Bäuerin im Dorf zu und nahmen ein „Tiliacher-Goakäs“ mit. Es wurde in große Blätter (Schildpapp) verpackt. Butterpapier hatte man ja keines. Und wenn ein Besuch kam, wurde mit Vorliebe ein appetitlich aussehendes Goakäs auf einem Holzteller serviert, dazu hausgebackenes Fladenbrot.

Schon im 13. und 14. Jahrhundert mußten die Görzer und Brixner Schwaighöfe ihren Grundherren den Zins aus den Erzeugnissen der Viehzucht abliefern. Es war ja die Zeit der Naturalwirtschaft. Bei diesen „Zinsungen“ nimmt in Tiliach der Käse einen großen Platz ein. „Waysat“ war laut Urbar von 1375—1381 eine Sonderabgabe und bestand aus Brot und Käse (Zinskäse). Die Görzer Schwaigen in Tiliach zinsten um Jörg (24. April) und um Michell (29. September). Das alles gehört längst der Vergangenheit an. Mit dem Ende dieses Brauchtums ging auch viel altes Sprachgut verloren und wenn man davon noch etwas festhalten kann, soll man nicht zögern, es zu tun.

Wie schon früher erwähnt, verstanden es die alten Tiliacherinnen besonders gut, den Ziegenkäse zu bereiten.

Keine junge Bäuerin hier versteht das mehr und sie versteht auch viele Ausdrücke nicht mehr, die dabei gebraucht wurden. Da ich selber oft Ziegenkäse bereitet habe, will ich den ganzen Vorgang genau schildern.

Erst in den Zwanzigerjahren dieses Jahrhunderts verwendete man als Gerinnungsmittel für die Milch das käufliche „Labpulver“. Früher mußte man sich dieses selber herstellen. Es wurde „Skitte“ genannt. Man nahm eine „Kaslwö“, einen Kälber- oder Kitzmagen, von Tieren, die noch saugten (Labmagen). Man füllte in diesen Labmagen noch Milch nach, gab „Schotten“ (Topfen und gesäuerte Brotkrumen) hinein, band die Kaslwö oben zu und hängte sie in die „Aßn“ (Seiche) zum Trocknen. Dann schnitt man ein Stück herunter, pulverisierte es, gab es in einen irdenen Hafen und Wasser dazu, band den Hafen mit einem Leinenlappen zu und das Gerinnungsmittel, die „Skitte“, war fertig. Die Ziegenmilch — es mußte Vollmilch sein — stellte man hinten an den Herd, daß sie schön lauwarm wurde. Sie mußte die richtige Temperatur haben. Das hatten die Bäuerinnen im Gefühl. Dann nahm man die Skitte, rührte auf, nahm 1 bis 2 Löffel je nach Milchmenge, und goß sie durch ein Sieb in die Milch. Binnen 10 bis 15 Minuten begann die Milch zu gerinnen. Man rührte öfters um und so teilte sich der Topfen (Schotten) vom „Kasewasser“ (Molke). Man gab den Topfen in die „Kasekelle“, einen Schöpfer mit Löchern, so daß die Molke abrinnen konnte. Den Topfen ließ man so lange in der Kelle, bis er ganz trocken war. Dann stürzte man ihn auf ein Brett. Der Käse hatte die Form der Kelle, im Durchmesser zirka 15 cm. größer war ein Ziegenkäse nicht. Man rieb das „Kasl“ auf beiden Seiten mit Salz ein, legte es wieder aufs Brett und gab ein Fliegengitter darüber. Dann stellte man das Kasl an einen luftigen Ort zum Trocknen, aber ja nicht an die Sonne. Dort bekam es nämlich Sprünge und das durfte nicht sein. Jeden 2. bis 3. Tag drehte man den Käse um, damit er schneller trocknet. War es dann soweit, wurde er in lauwarmem Wasser gewaschen und kam „ins Kasetrögele“, d. h. in den Käsetrog. Das war ein kleiner Lärchentrog mit einem Deckel. Dort wurden die Kaslen der Reihe nach hineingeschichtet und mit einem groben Tuch, das alle Tage wieder angefeuchtet wurde, zugedeckt. Der Deckel des Troges wurde fest zugemacht, damit keine Fliege dazukäme. Alle 4 bis 5 Tage mußten die Kaslen wieder in lauwarmem Wasser gewaschen werden. In zirka vierzehn Tagen, je nachdem, ob man den Trog an einen kühlen oder weniger kühlen Ort aufbewahrte, war das „Kasl“ zum Essen fertig. Es war reif. Der Käse hatte dann eine hellgelbe Rinde und wenn man ihn auseinanderschchnitt, war er schön speckig und butterweich und wenn er richtig zubereitet worden war, schmeckte er wie Mandelkerne.

Schwänke aus dem Volksleben

Von F. P. Woisegger

Das Moarer Christele war ein großer Jäger vor dem Herrn. Wann er irgendwie konnte, schlich er mit seiner Büchse hinaus ins Revier. Ganz besonders gerne tat er im Winter Fuchs passen. So hatte er auch einmal wieder eine tote Katze unten am Bache als Luder hingelegt und als die Dämmerung einbrach, ergriff er sein Gewehr, um sich damit in einer Heuhütte oder am Bache anzusetzen. Als er aber das Haus verlassen wollte, da erwischte ihn die alte Großmutter und sagte: „Christele, heunt derfst nit jagen gehen, ist Dreikönigsnacht, isch a Sünd!“ Das Christele aber, den es un-widerstehlich zum Luderplatze trieb, es war ja Neuschnee und Mondschein, meinte, das Jagen wird decht ka Sünd sein, schlich an der Großmutter vorbei und bald darauf saß er schon mit gespanntem Gewehr in der Schupfen beim Luderplatz. Es dauerte auch gar nicht lange, da sah er im ungewissen Mondscheine einen Fuchs über den Neuschnee daherschleichen. Das Christele riß das Gewehr an die Wange und der Schuß dröhnte hinaus in die Winternacht. Aber merkwürdig, kein Fuchs lag da, nur so eine ungewisse Gestalt hüpfte im Schnee herum und war gleich darauf verschwunden. Das Christele hielt weiter Vorpaß und in kurzer Zeit wiederholte sich das gleiche Spiel. Als aber auch nach dem dritten Schuß kein Fuchs dalag und das Christele gar wahr nahm, daß dort im Mondscheine eine zottige Gestalt auf zwei Beinen und mit einem langen Schwanz herumhüpfte und dabei ein schrilles Hohngelächter ausstieß, da ergriff der Unglücksjäger die Flucht, eilte heim und legte sich in der Stube auf die Ofenbank. Aber o Schreck! Kaum lag er dort, da klopfte es an das Fenster, eine grinsende Teufelsratze schaute herein und eine kreischende Stimme rief: „Christele, magst nit gehn Fuchs passen?“ Da sprang das Christele auf, griff in das Weihbrunnkasele neben der Tür, sprengte das geweihte Wasser gegen das Fenster und schlug drei Kreuze, worauf der Teufel heulend verschwand. Als aber dann die alte Großmutter in die Stube kam, um Licht zu machen, da stand das Christele noch immer mitten in der Stube und seine jungen Haare waren schneeweiß geworden im Schrecken dieser Nacht.

...

Beim Untersteiner in Prägraten sind seinerzeit zwei alte Mannder gewesen, der Wastl und der Simon. Der Wastl war noch ein Custozza-Kämpfer, besaß eine Menge Medaillen und hat wie alle alten Soldaten gerne von seinen Kriegsabenteuern erzählt. Dabei bediente er sich als alter Jäger weidmännischer Ausdrücke, wie z. B. wenn er von Custozza erzählte und sagte: „Selm sein mir sie mit die Banganetter“

angegangen, die Walschen, und da hab i an niedergemächt, an ganz an gueten.“ Einmal sind sie miteinander wallfahrten gegangen nach Obermauern, der Wastl und der Simon. Nach dem Beten haben sie sich im Wirtshaus ein wenig gestärkt und so wurde es finstere Nacht, bis sie endlich auf der alten Straße durch das Katzental heimwanderten. Da plötzlich machte der Simon einen Fahltritt, polterte hinunter über die Böschung und blieb unten liegen. Rief der Wastl hinunter: „Simon, bist Du hin?“ Antwortete der Simon: „Na, hin bin i nit, aber besser bin i a nix worden!“

...

Der Stamper Seppel war ein lebfrischer Bub, kerzengrad gewachsen, fleißig und tüchtig, nichts zu sagen, grad daß er in der Nacht immer wieder davon ist vor lauter Liebe. Eines Tages ist er vom Gaßgehen wieder einmal erst in aller Frühe heim und wie er die Stubentüre aufmacht, sitzt die ganze Familie schon beim Frühstück. Springt der Vater fuchsteufelwild auf und schreit: „Jetzt muß einmal Ordnung werden, so geht das nimmer weiter, entweder gehst Du oder i!“ Schaut der Seppel mit seinen blauen, treuerzigen Augen dem zornigen Vater unbekümmert ins Gesicht und meint: „Wirst müssen nachher Du gehn Vater, i bin grad erst kemm!“

Der Seppel hat übrigens bald darauf geheiratet, und da hat die Seinige schon dafür gesorgt, daß er schön brav zuhause geblieben ist.

...

Im ersten Weltkrieg sind auch die Prägratner Standschützen brav ausgerückt und haben tapfer ihre Pflicht getan für den Kaiser und das Tirolerland. Einmal haben die Walschen wieder unsere Stellungen angegriffen und mit Infanterie- und Artilleriefeuer überschüttet. Der Liendl und das Franzele, zwei Prägratner, liegen nebeneinander und schießen zurück, was die Stutzen hergeben wollen. Auf einmal schreit das Franzele auf: „Au, Liendl, mi hat's im Fuesse!“ Der Liendl legt den Stutzen weg, nimmt das Franzele auf den Buckel und macht sich mit ihm auf, zurück zum Hilfsplatz. Die Kugeln haben um die beiden herumgesummt, wie ein Bienenschwarm und einmal hat's einen Ruck gegeben und eine Granate hat beide schier ungerissen, aber der Liendl ist mit seiner Last am Buckel ruhig weiter gestapft. Wie er aber zum Hilfsplatz kommt, da schreit ihm der Oberarzt entgegen: „Ja was willst du denn mit dem, der hat ja gar koan Kopf!“ Ladet der Liendl seine Last vom Buckel, legt sie behutsam ins Gras, steht sinnend vor dem toten Kameraden und sagt dann nach einer Weile zum Oberarzt: „Sixt es, Doktor, und zu mir hat er gsagt, es fahlet im Fuesse!“